



**Freiheit verteidigen –
Wie wir den Kampf um die
offene Gesellschaft gewinnen**

Ralf Fücks

München 2017: Hanser Verlag

18,00 Euro, 256 S.

ISBN 978-3-446-25502-9

Im Frühjahr 2017 ist ein neues Buch des grünen Vordenkers Ralf Fücks im Hanser Verlag erschienen: „Freiheit verteidigen“. Nachdem in der Debatte um intelligentes Wachstum erstmal alles gesagt scheint, die Klimakrise in den politischen Institutionen dieses Landes und der Welt halbwegs ernst genommen wird und die rechtspopulistischen wie islamistischen Bewegungen die offene Gesellschaft mindestens genauso sehr zu bedrohen scheinen, war ein Buch zum Thema Moderne und der Verteidigung von Freiheit mehr als zu erwarten. Und nun ist es da und man fragt sich schon beim Lesen des Inhaltsverzeichnisses, wie es jemand schaffen kann, auf knapp 250 Seiten derart viele Gedanken unterzubringen. Aber Ralf Fücks kann das. Er sieht Zusammenhänge,

die andere Menschen nicht sehen, er kann wunderbar erklären und man versteht die Welt hinterher immer ein bisschen besser. Dafür muss man aber auch reichlich einstecken. Da wird einem als Verfechterin einer libertär organisierten lokalen Ökonomie der Rückzug aus öffentlichen Institutionen und die Verachtung der liberalen Demokratie unterstellt und man bekommt als Globalisierungskritikerin vorgeworfen, der Politikverdrossenheit Vorschub zu leisten. So ist das. Aber wenn man das aushalten oder darüber schmunzeln kann, dann ist das Lesen eine Freude und man mag sich so ungefähr jeden fünften Satz einrahmen und an die Wand hängen, weil er so schön klar ist. Und das Buch hat wohl gerade nach der Bundestagswahl 2018 das Potential, dabei zu helfen, so etwas wie einen inneren Kompass zu entwickeln, einen Kompass der Moderne und der Freiheit.

Die Gedanken, die Fücks beschäftigt, sind vielfältig. Sie leiten sich in dem Buch nicht unbedingt direkt voneinander ab, sie stehen teils nebeneinander und so auch die fünfzehn Kapitel des Buches. Jedes von ihnen nimmt einen etwas anderen Faden auf und doch laufen diese Fäden zusammen, kreisen sie gemeinsam die Herausforderungen, vor denen unsere liberale Demokratie steht, immer weiter ein, werden immer neue Verknüpfungen und Dimensionen sichtbar.

Fücks beginnt statt mit einer Einleitung mit einer „Vermessung der Landschaft“, konstatiert ein sich ausbreitendes Grundgefühl von Unsicherheit, Wut und Zukunftsangst auch in Deutschland und zieht die Verbindungslinie zwischen Trump, Le Pen, Wilders, Orban und Co. im Auftreten als Stimme des Volkes gegen die Eliten. Zur Gefahr würden sie vor allem, weil sie das demokratische Institutionengefüge angriffen (S. 12). Fücks meint, in den Hochburgen des Westens sei ein neuer Kulturkampf ausgebrochen, in dem Errungenschaften wie die multikulturelle Gesellschaft, religiöser Pluralismus, Abschied vom Patriarchat und sexuelle Selbstbestimmung wieder umkämpft seien (S.

14). Wobei „der Westen“ die Chiffre ist für das „Projekt der liberalen Moderne“ (S. 14), wie es Fücks nennt. Bedroht werde die liberale Moderne von einer antiliberalen Querfront (S. 16), die mitnichten nur von rechts käme. Er schreibt: „Die Furcht vor ‚Überfremdung‘, das Gefühl der kulturellen und sozialen Bedrohung durch massenhafte Einwanderung von Menschen anderer Hautfarbe und Religion ist nur die Spitze eines gewaltigen Eisbergs von Verunsicherung.“ (S. 17) Auf dem Resonanzboden dieser Verunsicherung könnten dann populistische Bewegungen aller Couleur wachsen und deren gemeinsamer Nenner sei „die Verachtung der liberalen Demokratie, der Rückzug in die nationale Wagenburg, die Verteidigung einer fiktiven kulturellen Hegemonie, die Beschwörung von Familie, Volk und Staat als Solidargemeinschaft gegen ein bedrohliches Außen“. (S. 18) So weit, so verständlich. Die Menschen sind aus seiner Sicht also aus unterschiedlichen Gründen verunsichert und suchen Sicherheit und Zugehörigkeit. Was dann folgt, liest sich allerdings erstmal wie ein Schlag in die Magengrube der linksalternativen Zivilgesellschaft: „Der als kalt, unpersönlich und entfremdet empfundenen Gesellschaft wird die Sehnsucht nach einer Zugehörigkeit stiftenden Gemeinschaft entgegengestellt, der Abstraktheit des Marktes das Ideal einer auf persönlichen Beziehungen gegründeten Ökonomie, der Distanz der repräsentativen Demokratie die Unmittelbarkeit des Plebiszits, den Zumutungen der multikulturellen Gesellschaft der Wunsch nach Homogenität (...).“ (S. 18f) Dass Homogenität eine Illusion ist, lässt sich noch gut nachvollziehen, aber sonst: Soll das heißen, dass die Sehnsucht nach Gemeinschaft, die Entwicklung alternativer ökonomischer Modelle und direkter Demokratie die liberale Demokratie gefährden? Ist jeder Rückzug aus den öffentlichen Institutionen gleich antimodern und gefährdet gar die liberale Moderne? Wer sich dabei an ältere grüne Diskussionen erinnert, dem drängt sich beim Lesen genau dieser Gedanke auf und bei aller Liebe zu öffentlichen Institutionen, verkennt diese pauschale

Verurteilung das libertäre Potential gesellschaftlicher Selbstorganisation. Und an dieser Stelle wird Fücks Freiheitsbegriff das erste Mal unverständlich. Denn es ist doch gerade eine Errungenschaft der liberalen Moderne, dass Menschen selbstbestimmt leben können und sich dafür auch selbst organisieren können. Das ist doch nicht antimodern, das ist libertär und es wird nicht deutlich, warum die liberale Moderne so furchtbar etatistisch wie bei Fücks daherkommen muss.

Etwas weiter schreibt der Autor, den Europäern scheint „der Zauber der Moderne“ abhandengekommen zu sein (S. 24). Für Fücks besteht dieser Zauber aber offensichtlich fort und begeistert ihn. Die Moderne, diese „Epoche rasanter Veränderungen, die durch das Zusammenspiel von philosophischer Aufklärung, wissenschaftlich-technischer Revolution und dem Aufstieg von Menschenrechten in Gang gesetzt wurde“ (S. 30), wirke bis heute fort – denn Postmoderne sei nie mehr als eine akademische Fingerübung gewesen (S. 30). Fücks versteht Moderne und Gegenmoderne – Karl Popper zitierend – als Gegensatz zwischen „offener“ und „geschlossener“ Gesellschaft (S. 32). Die liberale Moderne sei von Faschismus und Kommunismus gleichermaßen bekämpft worden, weil es hier wie dort um die Ausschaltung von Differenz ging. In der Moderne sieht Fücks zwar durchaus auch destruktives Potential, dennoch aber steht er für sie ein und will sie verteidigen.

Es folgt ein Kapitel zu den langen historischen Entwicklungslinien der Demokratie, dem Glanz und der Krise des Liberalismus, der Krise der linken Mitte, dem Mythos der Homogenität und dem Wunsch nach der Erneuerung des Parlamentarismus, wobei sich Fücks aus Sicht der Rezensentin gerne auch weniger auf Carl Schmitt hätte beziehen können, aber das ist wohl demokratiethoretische Geschmackssache. Klar wird auf jeden Fall, dass für Fücks „Demokratie das Gehäuse der Freiheit“ ist und sie „erlahmt, sobald wir aufhören, sie als Garant der Freiheit zu schätzen“ (S. 59). Freiheit gebe es also nur

mit Demokratie, deswegen müsse diese natürlich auch verteidigt werden. Und es soll durchaus eine wehrhafte Demokratie sein, und auch hier muss man als emanzipatorisch gesonnene Leserin wieder einstecken, denn man kann es aus Fücks Sicht auch übertreiben: So ist das Grundmuster der öffentlichen Erregung vom Konflikt über Vorratsdatenspeicherung bis zum Protest gegen TTIP und CETA für ihn „pubertär“ (S. 63). Na, danke.

Auch das Verhältnis der Linken zur Demokratie wird kritisch beleuchtet. Die intellektuelle und politische Linke, die „in ihrem unerschütterlichen Selbstwertgefühl (...) für alles Schöne, Gute und Wahre“ stehe (S. 68). Eine Linke, zu der Fücks selbst auch mal gehört hat, vielleicht auch immer noch gehört, die er aber in jedem Fall kritisieren will. Er beschreibt sehr eindrücklich, welche Wirkung das Erbe des Marxismus heute entfaltet. Marxistische Demokratiekritik sehe in der parlamentarischen Republik nur eine „Scheindemokratie, solange sie auf dem Boden des Kapitalismus steht“ (S. 79). Das scheint Fücks bedenklich und er fragt dagegen: „Kann im Ernst von ‚Scheindemokratie‘ geredet werden, weil gewählte Regierungen nicht unabhängig von den ökonomischen Rückwirkungen ihrer Politik schalten und walten können (...)? Umgekehrt wird ein Schuh draus: Erst die Demokratie verschafft den arbeitenden Klassen die Möglichkeit, ihre Interessen gegenüber dem Selbstlauf der kapitalistischen Wirtschaft geltend zu machen.“ (S. 80).

Was den Aufmarsch der Antiliberalen angehe, so fänden diese nicht nur Resonanz unter Deklassierten und Randständigen, sondern in ihren Reihen fänden sich Kleinbürger, Akademiker, Handwerker und Anwälte, deren Gemütslage zwischen Abstiegsangst und Wut schwanke und die sich von der etablierten Politik ignoriert und nicht wahrgenommen fühlten (S. 84). Die Schwungmasse der Antiliberalen bildeten „verunsicherte Männer, die nicht recht wissen, wie ihnen geschieht und wo das alles enden soll“ (S. 84). Der Zerfall des Patriarchats setze laut Fücks viel destruktive Energie frei. Das ist ein schöner

Erklärungsansatz, warum die AfD vor allem von Männern gewählt wird, und wenn seine Einschätzung stimmt, dann bewahrheitet sich, was sich als Gedanke in feministischen Kreisen leider viel zu langsam durchgesetzt hat, nämlich dass es nicht nur um eine Befreiung der Frau, sondern auch um die Befreiung des Mannes gehen muss, darum, dass es eine gemeinsame Befreiung von gesellschaftlicher Normierung geben muss. Aber das nur am Rande. Was Fücks wichtig ist an dieser Stelle: „Die alte Links-rechts-Achse wird überlagert von der neuen Konfliktlinie zwischen autoritärer und liberal-demokratischer Politik.“ (S. 86)

Es folgen ein Kapitel über das Kampffeld Migration, welches bei der Auseinandersetzung um die offene Gesellschaft natürlich zentral ist: Abwägungen zu offenen und geschlossenen Grenzen, zur Bekämpfung von Fluchtursachen und zu Integration. Beim Umgang mit dem Islam ist Fücks rhetorisch wieder voll in seinem Element und man sieht ihn beim Lesen quasi vor sich, wie er sich angespannt und hoch konzentriert beim Reden über das Pult oder den Tisch lehnt, wenn er formuliert: „Man findet die Lust an der Selbstgeißelung in akademischen Zirkeln, die noch in jedem Winkel unseres Lebens die finsternen Mächte von Patriarchat, Kolonialismus und Rassismus aufspüren; bei Bußpredigern im grünen Mäntelchen, die im bescheidenen, selbstgenügsamen Leben die einzige Rettung vor der Klimakatastrophe sehen, und bei zornigen alten Männern, die alle Übel der Welt auf die Schlechtigkeit des Westens zurückführen.“ (S. 103) „Die Kehrseite dieser Dämonisierung des Westens, bei der alle zivilisatorischen Fortschritte hinter einer einzigen Schreckensbilanz verschwinden, ist die Zögerlichkeit, unsere Werte zu verteidigen, wenn sie herausgefordert werden.“ (S. 103). Es ist dies ein Plädoyer, seine Überzeugungen zu vertreten und nicht aus Angst vor politischer Unkorrektheit zu verstummen. Man solle Höflichkeit nicht mit Unterwürfigkeit verwechseln und nicht „vorausseilenden Gehorsam für ein Zeichen interkultureller Kompetenz“

halten (S. 110). „Wer brisante Fragen tabuisiert, um Minderheiten zu schützen, bereitet den Boden für die populistischen Tabubrecher.“ (S. 115) Was folgt daraus für die Politik? „Es ist nicht Sache von Parteien und Politikern, religionswissenschaftliche Urteile zu fällen. Ihre Aufgabe ist es, jeden Generalverdacht gegen Muslime zurückzuweisen, ihre Gleichberechtigung zu schützen und zugleich die demokratischen Normen zu verteidigen, und zwar ohne Ansehen von Person und Religion.“ (S. 116)

Was danach auf den ersten Blick wie ein gedanklicher Bruch erscheint, wenn das Buch sich dann dem Ukraine-Konflikt zuwendet und der „fehlenden Empathie mit Freiheitsbestrebungen in Europas Osten“ (S. 125), wird nur allzu verständlich, wenn man weiterliest und bei Fücks Analyse des „Russland-Komplexes“ der Deutschen, deren „gespaltenem Verhältnis zur Freiheit“ (S. 129) und dem Elend der „Russland-Versteher“ (S. 139) landet. Weil es ihn wütend macht, wenn in der Außenpolitik mit zweierlei Maß gemessen wird.

Einen weiteren Faden, den Fücks um die Verteidigung von Freiheit herum spinnt, umschreibt er mit dem „Unbehagen an der Moderne“ (S. 141). Was macht denn diese Moderne aus, die ihm als Chiffre der Freiheit dient, die es gegen die Antiliberalen und Rechtspopulisten zu verteidigen gilt? Und warum hadern Menschen aber zuweilen mit ihr? Mit Referenz auf Shelleys Frankenstein-Roman gehören laut Fücks die „naturwissenschaftliche Durchdringung der Geheimnisse des Lebens“ (S. 141) ebenso wie der „Gedanke der sozialen Prägung des Menschen“ (S. 142) zu den langen historischen Entwicklungslinien der Moderne. Es gehöre zu den ältesten Mythen der Menschheit, „nicht die Götter herauszufordern“ (S. 142). Und doch zeigten die Geschichten von „Prometheus“ über „Adam und Eva“, dass der Mensch genau das im übertragenen Sinne seit jeher tut. „Der Mensch ist das Wesen, das immer neue Grenzen überschreitet und dabei von Alpträumen geplagt wird.“ (S. 143) Die neu-

este Schwelle, die wir dabei sind zu überschreiten, sei die zum „Human Engineering“, was im Prinzip das ist, was Humanistinnen und Humanisten kontrovers unter dem Begriff „Transhumanismus“ diskutieren, die technische Selbstoptimierung des Menschen. Der fortschrittsbegeisterte Fücks ist dafür offenbar durchaus zu haben, auch wenn er einschränkt, „dass menschliches Leben nicht als Mittel zum Zweck benutzt werden darf“ (S. 144). Aus seiner Sicht ist die „wichtigste Rückversicherung gegen inhumane Entwicklungen (...) eine informierte, kritische Öffentlichkeit“ (S. 144). Ob das ausreicht, darüber ließe sich vor allem auch in humanistischen Kreisen weiter trefflich diskutieren.

Nach Frankensteins Monster bekommt auch Goethes Faust noch seinen Platz. Nach Fücks Einschätzung habe Goethe zu sehr nur die „Dunkelseiten der Moderne“ (S. 147) gesehen und nicht die Lichtseite. Und dann folgt ein Gedanke, den Fücks schon in „Intelligent Wachsen“ ausführlich beschrieben hat, nämlich, dass erst die rasante Entwicklung von Wissenschaft und Technik zum massiven Anstieg der Lebenserwartung sowie zum heutigen Maß an Lebensqualität geführt habe und dass es ein „zurück zur Natur“ höchstens für kleine Gruppen von Aussteigern gebe, nicht für bald neun Milliarden Menschen. Postwachstum ist aus seiner Sicht nichts, was sich globalisieren lässt. Und was man auch gar nicht globalisieren müsse, weil die „Grenzen des Wachstums“, wie sie vielfach in der Ökologiebewegung beschworen werden, in Fücks Einschätzung gar keine sind. Denn alle Modelle, die von der naturgegebenen Begrenztheit der Produktion und des Konsums ausgingen, unterschätzten „einen entscheidenden Faktor: den menschlichen Erfindungsreichtum“ (S. 150). Mit menschlichem Erfindungsreichtum gegen die Systemgrenzen? Das klingt fast wie ein Märchen.

Die ökologischen und sozialen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts seien nicht mit einem „fiktiven Rückzug aus der Moderne zu bewältigen“ (S.

153), schreibt er weiter. Wieso „fiktiv“, fragt man sich da beim Lesen. Das klingt, als wenn die Moderne alternativlos ist und alles Unbehagen und alles „antiliberal“ Auflehnen von AfD bis sogenannter Islamischer Staat ohnehin ins Leere gingen. Wiegt man sich da vielleicht zu sehr in Sicherheit? Aber vielleicht ist das an dieser Stelle anders gemeint. Vielleicht ist das einfach ein weiterer Seitenhieb gegen Urban Gardening, selbstorganisierte Kinderläden und andere alternative Projekte, die sich ihren eigenen kleinen Raum schaffen. Vielleicht „fiktiv“, weil Fücks meint, auch diese Projekte könnten nur funktionieren, weil es um sie herum funktionierende öffentliche Institutionen gibt, auf die sie allerdings aus seiner Sicht eine destabilisierende Wirkung haben. Aber das ist Spekulation.

So sehr Fücks sich von vermeintlichen Grenzen des Wachstums nicht die Freiheit nehmen lassen will, so klar formuliert er aber im nächsten Kapitel, dass die ökologischen Krisen durchaus die Freiheit vieler Menschen bedrohen, „ein selbstbestimmtes Leben zu führen“ (S. 163). Eben aus diesem Zusammenhang heraus sollten sich aus Sicht der Rezensentin auch Humanisten viel stärker mit ökologischen Fragen beschäftigen – denn ein selbstbestimmtes Leben ist ja nicht voraussetzungslos. Und Fücks gibt dann gleich auch noch Anregungen, wie eine freiheitliche Ökologiepolitik, für die sicherlich auch viele Humanistinnen zu haben wären, funktionieren kann. Nicht jedenfalls auf dem Wege einer Ökodiktatur. „Aus dem Impetus der Verhinderung künftiger Katastrophen wird leicht ein Freibrief für Bevormundung und Beschränkung.“ (S. 168) Hunger sei keine Folge des Bevölkerungswachstums (S. 170), der Klimawandel stehe nicht über der Demokratie (S. 171) und auch für ökologische Politik gelte, dass der Zweck nicht die Mittel heilige (S. 172). Doch wie macht man es nun? „Wie eine freiheitliche Ökologiepolitik aussieht, die der Versuchung zu allumfassender Reglementierung entkommt, ist noch nicht ausbuchstabiert.“ (S. 173). Ja schade, denkt man an der Stelle. Aber

etwas erfahren die Leserin und der Leser dann doch darüber, wie Fücks sich das vorstellt. Man müsse vor allem überlegen, wie sich die „Grenzen des Wachstums“ uminterpretieren ließen. Man könne Wertschöpfung und Naturverbrauch entkoppeln und das Zauberwort einer freiheitlichen Ökologiepolitik ist für Fücks die „Koproduktion mit der Natur“ (S. 174). Unberücksichtigt lässt er dabei die Fragen nach negativen Rückkopplungseffekten, den sogenannten Reboundeffekten, die Effizienzgewinne durch erhöhten Konsum überkompensieren. Das ist schade, hat doch einer seiner ehemaligen Mitarbeiter vor nicht allzu langer Zeit ein ganzes Buch darüber geschrieben.

Neben der ‚Koproduktion mit der Natur‘ ist das ein weiterer Baustein, was Fücks als „grünen Ordoliberalismus“ (S. 175) beschreibt: „In einem freiheitlichen Verständnis hat Politik die Aufgabe, den Ordnungsrahmen vorzugeben, in dem sich Unternehmen und Konsumenten frei betätigen können.“ (S. 175). Dazu bedürfe es aber einer „Zivilisierung des Kapitalismus“ (S. 188). Da muss man dann auf den folgenden Seiten aus linker Perspektive wieder sehr schlucken, wenn Fücks die kapitalistische Vereinnahmung von gesellschaftlichen Oppositionsbewegungen wie der Arbeiter- oder Frauenbewegung positiv umdeutet und sich freut, dass der Kapitalismus „ein lernendes System“ ist, das „Krisen in Innovation“ verwandelt (S. 190). Das kann man gut finden, muss man aber nicht. Für Fücks spricht jedenfalls einiges für die These, „dass der Kapitalismus zwar nicht auf die Demokratie angewiesen ist, umgekehrt aber die Demokratie keinen Bestand hat ohne ein Mindestmaß an wirtschaftlicher Freiheit“ (S. 191). Das mag stimmen. Was aber an den weiteren Ausführungen zu Werten und Wertschöpfung aus humanistischer Sicht nachdenklich stimmt, ist, dass Fücks den Menschen als „entscheidenden Produktionsfaktor in der Wissensökonomie“ beschreibt (S. 196). Und humane Arbeitsbedingungen, familienorientierte Arbeitszeiten und die Beteiligung der Belegschaft an

Unternehmensgewinnen sind für ihn „kein Luxus, sondern ökonomische Notwendigkeit“ (S. 197). Natürlich wäre es wünschenswert, wenn unsere Arbeitswelt sich humanisieren ließe allein aus ökonomischer Notwendigkeit heraus. Aber es bleibt doch ein unangenehmer Beigeschmack, denn es klingt andererseits so, als wenn allein der ökonomische Nutzen ein am Menschen orientiertes Wirtschaften rechtfertige. Das wiederum erscheint der Rezensentin eher bedenklich. Dabei ist es mitnichten so, dass Fücks beispielsweise nicht die krassen Formen der Ausbeutung sieht, zu denen ein schrankenloser Kapitalismus führen kann (S. 200). Als liberal-demokratische Antwort, zitiert er dann Karl Popper mit den Worten: „Wir müssen soziale Institutionen konstruieren, die die wirtschaftlich Schwachen vor den wirtschaftlich Starken schützen, und die Staatsgewalt muss diesen Institutionen zur Wirklichkeit verhelfen.“ (S. 201).

Gegen Ende des Buches fragt Fücks selbst, ob es zu optimistisch sei zu behaupten, „die Demokratie habe den Kapitalismus zivilisiert“ (S. 206) und leitet damit sein Kapitel „Globalisierung gestalten“ ein. Dass „Globalisierung die Demokratie aushebelt und Politik nur noch der Erfüllungsgehilfe des um den Erdball vagabundierenden Kapitals ist“ (S. 207), hält er offenbar für weit hergeholt, und so wirft Fücks den Nachbetern dieser These vor, das Vorurteil von der Ohnmacht gewählter Regierungen zu schüren und damit der Politikverdrossenheit Vorschub zu leisten (S. 270). Und nicht zuletzt sei es die „Kombination aus einer weltweiten ökonomischen Verflechtung und einer global vernetzten kritischen Öffentlichkeit, die zu besseren Arbeits- und Sozialstandards beiträgt“ (S. 209). Was nicht bedeute, dass der Nationalstaat aus seiner Sicht ausgedient habe. Dennoch seien Mechanismen des „global governance“ (S. 212), also der globalen Regulierung und Steuerung nötig.

Und nach einem kurzen Exkurs zur Zukunft der Europäischen Union endet das Buch mit einem Kapitel zur Frage, was nun die Antwort auf die Krise der

liberalen Moderne sei. „Die eine Antwort gibt es nicht, dazu sind die Probleme zu komplex.“ (S. 222). Aber zentral seien für ihn unter anderem Bildung, vor allem auch politische Bildung, der Kampf gegen die Hegemonie im Netz und die Schaffung von republikanischen Institutionen über den Nationalstaat hinaus (S. 230). Aber das scheint dann alles nur noch bruchstückhaft angedacht und lässt Raum für weitere Diskussion.

Und so gibt das Buch nur in Ansätzen wirklich eine Antwort auf die Frage im Untertitel, wie wir den Kampf um die offene Gesellschaft gewinnen. Aber dass wir ihn führen sollten und was es in Ralf Fücks Augen zu verteidigen und zu bedenken gibt, das wird sehr klar.

Ein bisschen liest sich das Buch auch wie das gedankliche Vermächtnis des scheidenden Vorstands der Heinrich-Böll-Stiftung, die er bis zum Juni 2017 viele Jahre enorm geprägt hat. Frei nach dem Motto: Was ich unbedingt noch sagen wollte – hier ist es und vergesst es nicht. Wobei sicher ist, das wird nicht das letzte Buch sein, was wir von Fücks gelesen haben. Hoffentlich.

Tina Bär